

Von Trauben, die hoch hängen

Eine Tour entlang der Paulischer Weinberge / Von Astrid Ziegler

Es ist schon einiges geschrieben worden über Paulisch und seinen Wein. Im Internet wird man fündig, in der Banater Zeitung und auch auf unserem Banat-Tour-Blog gibt es einen Artikel. Viel könnte man sicher noch herausfinden, wenn man Spezialisten in das Weinbaugebiet der Munții Zarandului, die Podgoria Arad, entsenden würde. Ich würde empfehlen, dem Önologen jemanden, der geschichtskundig ist, an die Seite zu stellen, denn bei der Region handelt es sich um eine alte Kulturlandschaft, in dem der Weinbau seit Jahrhunderten, wohl sogar Jahrtausenden Tradition hat.

Die berühmteste Genießerin des örtlichen Weines war keine geringere als Kaiserin Maria Theresia, die ihren Lieblingsweißwein aus dem Paulischer Nachbarort Minisch bezog. Auch der Papst bekam bei seinem Rumänienbesuch 2019 eine Flasche Riesling aus dieser Region, Jahrgang 1936, seinem Geburtsjahr, von Präsident Johannis geschenkt.

Nachdem wir seit über zwanzig Jahren in Paulisch quasi an der Quelle sitzen bzw. wohnen und verschiedene Tropfen ausprobiert haben, ist es der aus der altehrwürdigen „Fetească neagră“, der Mädchentraube, gewonnene Rebensaft, den wir bevorzugen. Um Wein zu erwerben, müssen wir nur

die Straße zum bekannten Weingut vis-à-vis überqueren.

Die Hügellkette, die sich an der Nahtstelle der ungarischen Tiefebene mit den Ausläufern der Westkarpaten sanft erhebt, kenne ich wie meine Westentasche. Schon als kleines Kind war es eine große Vorfreude, wenn Großvater oder Onkel ankündigten, dass man „uf'n Berig“ gehen würde, der Aufstieg auf den Hügellkamm dann ein Erlebnis, als würde man einen Gipfel bezwingen. Seit meiner Rückkehr nach Paulisch sind die Wanderungen über die Berge seit Jahren ein genussvolles Muss. Sie gewährleisten den Kontakt zur Natur und Kulturlandschaft gleichermaßen, denn man wandelt auf einer Tour durch die Munții Zarandului sowohl über unberührte Pfade durch die Wälder, als auch über Wege durch die Weinberge. So führte uns heuer bei angenehmen Temperaturen eine herbstliche Banat-Tour-Wanderung von der Haustür weg auf die gegenüber gelegenen Weinberge.

Während des Aufstiegs durch ein von wilder Vegetation durchzogenes kleines Tal, zwischen zwei Weinbergen, sehen wir die knallroten Früchte der Wildrosen, zahlreiche Hagebutten oder „Hätschel“, wie sie im Banat genannt werden. Aus ihrem Fruchtfleisch kann

man Tee kochen, der säuerlich lecker schmeckt und sehr gesund ist oder sogar Marmelade machen. Die pelzigen Kerne haben sich Generationen von Kindern als „Juckpulver“ gegenseitig in den Krallen gesteckt.

Vom Kamm der Weinberge erblickt man den Marosch-Fluss (rum. Mureș), der sich aus den Karpaten kommend in sicherem Abstand vor Überschwemmungen an dem Ort Paulisch und den Hügeln vorbeischlängelt, um in mehreren Biegungen in die Ebene einzuschwenken. Die Marosch spielte im Lauf der Geschichte eine wichtige Rolle als Transportweg für Güter wie Salz und Holz aus dem Gebirge, die über Flöße flussabwärts gebracht wurden, vorbei an der nahe der Kirche von Radna gelegenen Burg Schoimosch. Ein alter Pilgerweg, der in meiner Kindheit anlässlich der Marienfeiertage noch genutzt wurde, führt hier ganz in der Nähe über die Hügel zum Wallfahrtsort.

Wir gehen bergab Richtung Ortszentrum von Altpaulisch. Mir brennt die Sonne auf die dunklen Haare. Es gibt keinen Baum weit und breit, dafür einen atemberaubenden Blick bis zum Horizont. Rechts und links des Weges befinden sich die abgeernteten Reben, die Lese ist hier schon vorbei. Vereinzelt wurden Trauben am Stock verges-



An Hagebuttensträuchern vorbei – auf Paulisch geblickt

sen, die wir abzupfen und probieren. Sie schmecken aromatisch und zuckersüß. Im traditionell langen und milden Banater Herbst sticht heuer die dritte Jahreszeit durch sommerliche Temperaturen hervor. Die Wärme und der mangelnde Schatten am Berg lassen uns manchmal aus dem Atem kommen. Man spürt die Wärme des lehmigen Bodens förmlich, hat er-

digen Geruch in der Nase mit einer Nuance von vergorenem Trauben, denn stellenweise findet man auch entsorgten Treber am Wegrand.

Hoffentlich sind keine Schüler mehr auf der Jagd nach Schmetterlingen für das Insektarium, das zu Zeiten des Kommunismus im Fach Biologie angelegt wurde. Das Jagden von Schmetterlingen mit Netzen war eine weit

verbreitete Freizeitbeschäftigung der Schüler zu einer Zeit, in der die bunten Insekten noch keine Seltenheit waren. Doch nicht die Kinder, sondern die Insektizide dezimierten den farbenprächtigen „Pupatel“, wie der Schmetterling im Paulischer Dialekt genannt wird. Ein herrliches Wort, eines der ersten, das ich im Dorf lernte. Puppen, schwowisch „Poppa“, hat-



Ein Panorama vom Weinberg aus



Das Haus, in dessen Garten die Traubenlese wartet



In den Kellergewölben mit dem Bild von Georg Dúran

ten wir nicht so viele. Aber der „Pupatel“ flatterte überall herum. Es gab kleine blaue Falter, den blassen Kohlweißling, gelbe Zitronenfalter und bunte Pfauenaugen.

Zwischen der Monokultur der Winzer bleibt an den Rändern der Zuwege und in den Tälern zwischen den mit Reben bepflanzten Hügeln Raum für Bäume, Sträucher, Gräser und Wildblumen. Über die „Flora Incognita App“ kann man die Pflanzen, die bei mir Erinnerungen aufleben lassen, identifizieren. Als Kind ging ich oft mit meiner Großmutter auf den Berg, um sogenannte „Strohblumen“ zu pflücken. Sie hatten Blüten, die getrocknet wochenlang in der Vase das Zimmer zierten. Die Welt zeigt sich in warmen gelbbraunen Farbtönen, darüber

spannt sich als Kontrast der stahlblaue, wolkenlose Himmel. Da es schon lange nicht geregnet hat, spannen sich feine Risse wie Spinnweben über den Boden, der trocken und ausgelaugt wirkt.

Auch wir sind erschöpft, sodass wir bei Alt-paulisch Kehrt machen und die höchste Erhebung, den „Värfel Capra“ im Blick, wieder zurück Richtung Neupaulisch wandern.

Vom Herbstlaub der Reben eingerahmt, sieht man beim Abstieg das Haus, in dessen Garten die Traubenlese auf uns wartet. Schon mein Urgroßvater Georg Dúran hatte sich auf dem eigenen Grundstück einen Weingarten mit verschiedenen Rebsorten angelegt, die er mit großer Sorgfalt pflegte. Nachdem sein Weingarten auf

dem Berg bei Minisch 1948 von den Kommunisten enteignet worden war, waren dies die einzigen Rebstöcke, die ihm geblieben waren. Ganz Paulisch stand im Zeichen des Weinbaus, doch von seinen Vorfahren aus dem Elsass hat mein „Schmitts-Otta“ die Vorliebe für das Keltern geerbt. In der Familie wird erzählt, dass ihm seine Reben heilig waren.

Der Wein wurde in den beiden riesigen Kellergewölben unter dem Haus in Holzfässern gelagert. Dort empfing einen früher ein feiner Duft von vergorenen Trauben, der daher rührte, dass beim Abzapfen des Weins mit dem Schlauch immer ein paar Tropfen in den gestampften Lehm Boden sickerten. Meine Mutter erinnert sich noch daran, wie ihr Großvater nach

den Mühen des Alltags die Stufen zum Keller hinabstieg, sich neben das Fass setzte und durch einen Schlauch den Rotwein ansaugte. Begann dieser zu laufen, musste er entsprechend flott trinken. „Des laaft ja wie in a Kretscheloch! (Das versickert ja wie in das Loch einer Wühlmaus)“, war der Kommentar meiner Urgroßmutter, die diese Trinkgewohnheit wohl mit einer Mischung aus Besorgnis und Belustigung beobachtete. Es gibt auch heute noch ein paar alte Weinstöcke aus jener Zeit in unserem Garten. Leider haben wir niemanden mehr, der ihn fachgerecht bearbeitet.

Der Weingarten ist verwildert, doch die Reben wachsen in die Hecke, die sich entlang des Zaunes erstreckt. Wie Lianen schlingen sie sich empor

und tragen auch ohne Pflege reichlich Trauben. Als würde die Pflanze verstehen, dass es niemanden mehr gibt, der sie verschult, im Frühling zu rechtsschneidet und die Triebe hochbindet. Die Reben haben sich selbstständig und wachsen wild. Die Trauben-ernte ist für uns zu einem Ritual im Jahreskreis geworden. Die Weinbeeren hängen hoch und man muss sich ordentlich danach strecken. Hat man sie erwischt, sind sie süß und ausgewogen aromatisch mit einer Note von Zimt und Brombeere mit feiner Säure in der Schale, unverkennbar Mädchen- traube, das Juwel der einheimischen Rebsorten.

Heuer bescherten uns die unverwüstlichen alten Weinstöcke eine reiche Ernte, die aus Zeitmangel nicht ganz verwertet

werden konnte. Vollständig gepflückt, hätte der Rebensaft ein mittleres Weinfass gefüllt. Immer wieder nehme ich mir vor, meinen Weingarten auf Vordermann zu bringen, so dass die Stöcke wieder in Reih und Glied stehen, die Reben hochgebunden wie in guten alten Zeiten. Ich träume davon, meinen eigenen Hauswein „à la Schmitts-Otta“ Georg Dúran zu keltern und dem Kellergewölbe neues Leben einzuhauchen, so dass die altvertraute Duftnote nach Wein und Erde einem beim Betreten wieder entgegenweht.

Bis dahin sage ich mir, dass es viel gesünder ist, Saft statt Wein zu trinken. Denn manche Trauben hängen halt einfach zu hoch...

(Redaktionelle Anpassung: Siegfried Thiel)

Autorin Astrid Ziegler und ein Teil ihrer diesjährigen Ernte

Fotos: Hans Rothgerber

Mehr als Mode: Ein Lied von Kleidung

Von

Kommunismus-Nostalgie ist nicht mein Ding. Doch kann man es den Menschen verdenken, die sich gerne an ihre Jugend erinnern, an die Zeit, in der sie hübsch und voller Tatendrang waren. Die sich in ihrem Leben zu-

nutzen Firmen dieses Bewusstsein und verbinden Produkte mit einem bestimmten Lifestyle, das Image der Marken wird bedeutender als der Gebrauchswert der Ware. Der Kunde hat die Qual der Wahl zwischen unzäh-

Schont es Ressourcen und Umwelt? Es gibt inzwischen kritische Stimmen zu dem vorherrschenden Lifestyle-Kapitalismus, die sich fragen, ob es sowas wie faire Mode geben kann und sich gegen Fast-Fashion wie ge-

Mode-Metropole des Banats, der Stadt, in der zu der Zeit ein ganzes Heer von Schneiderinnen und Schneidern beschäftigt war.

Ich erblickte das Licht der Welt in der Temeswarer Maternitate im Jahr des Anti-Abtreibungs Dekretes des Ceaușescu-Regimes, das im Land einen erzwungenen Geburtenzuwachs auslöste. Die Kinder, die in Folge dieses Dekrets geboren wurden und die man mit dem für die damaligen Zeiten typischen schwarzen Humor decreței nannte, verursachten in diesem Jahrgang einen Baby-Boom, für den nicht im entferntesten genug Ressourcen an Babykleidung vorhanden waren. Die werdenden Mütter, Großmütter und Tanten strickten und häkelten fleißig an der Erstausrüstung, die aus feinsten Naturmaterialien (Baumwolle oder Wolle) angefertigt wurde. Wer konnte, fuhr zum Fratscheln in den serbischen Teil des Banats. So auch meine Großmutter mit einer Nachbarin, die auch ein Enkelkind erwartete. Die beiden Omas in spe handelten mit der jenseits der Landesgrenze beliebten Tetra-Unterwäsche für Männer und brachten im Gegenzug Baby-Bekleidung mit nach Hause. Damit war die Erstausrüstung gesichert.

Von meiner Großmutter hörte ich häufig den Spruch: Kleider machen Leute – entsprechend sorgfältig angezogen ging sie aus dem Haus. In die Schule und zu den Nachhilfestunden, die sie nachmittags gab, ging sie gewöhnlich im Kostüm, in die Stadt etwas legerer gekleidet, doch

und Gartenarbeit trug meine Großmutter ein gemustertes, vorne geknöpftes Kittelkleid, das sehr praktisch war. Durch die kräftigen Farben, meist waren es dunkle Blautöne, sah man nicht jeden Schmutzfleck. In der Knopfleiste konnte man nach Bedarf Knöpfe öffnen oder schließen, um Abkühlung oder Bewegungsfreiheit zu ermöglichen. Die Omi war auch für das Instandhalten der guten Kleidung zuständig und ich sehe sie im Geiste noch vor mir, wie sie Fusel oder, wie wir in Temeswar sagten, Pfismen von Jackets, Mänteln oder Hosen bürstete. Auch für das Ausbessern und Bügeln war sie zuständig und sie bügelte wirklich alles: Hemden, Hosen und Kleider, aber auch Bett- und Unterwäsche, Geschirr-, und Taschentücher. Sie bügelte sogar die Stoffwindeln, mit denen ich als Baby gewickelt wurde und später meine Schuluniform einschließ-lich Pionier-Krawatte.

Die ersten bewussten Erinnerungen in puncto Mode und Bekleidung sind für mich untrennbar mit einem bestimmten Geschäft in Temeswar verbunden. Es gab kaum einen Corsobesuch mit meiner Mutter, der uns nicht ins Kaufhaus Modern neben der Oper führte. Meist kamen wir vom Centralpark, flanieren an der Lactobar und der Konditorei Violeta vorbei, um beim Fischbrunnen auf die sogenannte Maschig-Seite zu wechseln. Dies geschah auf mein Drängen hin, denn auf der der Lloydzeile gegenüberliegenden Seite, unweit der Wölfin Lupoica befand sich das Spielwarengeschäft Cocoșul, der

meine Belohnung für meine spätere Geduld ein kleines Gummitier oder eine Cowboy-Figur aus Plastik. Erst dann ging es weiter zu dem Gebäude, das sich im Halbkreis links der Oper einreih, zum ehemaligen Palais Weisz. Ob meine Mutter eine Ahnung davon hatte, dass das Kaufhaus schon in den dreißiger Jahren berühmt war für die Webstoffe, Tapisserien, Stickereien und Trikotagen der landesweit erfolgreichen Firma Weisz Company? Wir blickten wohl auf zu der stilvollen Fassade des Palais Weisz, doch meine Mutter strebte vor allem ins Innere des Hauses, in den Laden im Erdgeschoss, der damals ein Eldorado für die stilbewusste Frau war. Schon der weite Eingangsbereich war beeindruckend. Danach kam man über eine für die damalige Zeit spektakuläre, rund geschwungene Treppe ins Untergeschoss. Während ich meine kleine Plastikfiguren auf dem Geländer auf und ab galoppieren ließ, wurden meiner Mutter Stoffe zur Auswahl vorgelegt und ausgemessen. Danach wählte sie buntes Garn für Gobelins und weißen Baumwollzwirn für Blusen und Dreiviertelsocken aus. Ich erinnere mich, dass wir einmal im Modern in Streit gerieten. Ich bewunderte jedes Mal die Schaufensterpuppen und entdeckte einmal dazwischen auch richtige Spielpuppen.

Ob diese nur zur Dekoration gehörten oder im Laden auch verkauft wurden, ist mir nicht mehr in Erinnerung. Jedenfalls war ich meine kleinen Plastikfiguren auf einmal leid und wollte eine rich-



Das Kaufhaus „Materna - Modern“ (Außenansicht) im Palais Weisz, erbaut im Jahr 1921, mit der Fassade nach Plänen des ehemaligen Stadtarchitekten László Székely

rechtfinden mussten und das Beste aus der Situation machen wollten in den bestehenden Verhältnissen? Es liegt mir fern, den Blick verklärt in die Ceaușescu-Ära zu richten und doch möchte ich heute ein bestimmtes Phänomen ansprechen, das uns im wahrsten Sinn des Wortes angezogen hat, nämlich das Thema Kleidung und Mode in Temeswar zur Zeit des Kommunismus.

Manche Sachen, die man auf dem Leib trägt, sind mehr als simple Bekleidungsstücke. Sie werden durch eine bestimmte Ästhetik zu Kulturgut, manchmal gar zu Kunst, spiegeln Aspekte unserer Identität und unseres Lebensstils wider. Heute

ligen Modegeschäften, Designern, Stilrichtungen. Der Konsument wird durch Modemagazine, Modenschauen, Fashion Weeks oder inzwischen auch digital über Influencer und Mode-Gurus beeinflusst und befindet sich in einem vermeintlichen modischen Schlaraffenland, in dem alles möglich ist. Leben wir also in einer Welt der Fashion und des Stilbewusstseins? Wie jede Bewegung hat auch diese ihre Re-actio und so kommen inzwischen auch zu diesem konsumgetriebenen Mode-Kapitalismus zumindest Fragen auf. Auf wessen Kosten geht dieses Konsummodell, wirkt es sinnstiftend und macht es zufrieden?

gen Fast-Food wenden, gegen die damit verbundene Ausbeutung von Arbeitern und die umweltbelastende Produktion.

Ich kann mich an Zeiten erinnern, in denen das alles kein Thema war, in denen statt Markenbewusstsein Improvisation und Ideenreichtum herrschten und Nachhaltigkeit in der Bekleidungsbranche sicherten. Wer die Zeit der kommunistischen Mangelwirtschaft im Banat erlebt hat, kann ein ganz eigenes Lied von Mode, Stil- und Stilbewusstsein singen. Meine Stimme darin ist die eines Kindes der Siebziger Jahre, das in Temeswar aufwuchs und eingekleidet wurde, in der damaligen



Die Autorin auf der Innentreppe

Fotos: Hans Rothgerber

immer mit Kleid oder Rock, den wir in Temeswar übrigens die Schoß nannten. Bei der Haus-

aus meiner Sicht wichtigste Laden unseres Einkaufsbummels. Dort bekam ich als vorweggenom-

tige Puppe, die so schöne Kleider tragen sollte, wie sie in der Vitrine ausgestellt waren. Meine Mut-

und Lebensstil zu Zeiten des Kommunismus

Astrid Ziegler

ter hatte kein Verständnis für diesen plötzlichen Wunsch und zog das weinende kleine Mädchen, das, ohne es zu ahnen, zum ersten Mal zum Fashion Victim geworden war, an ihrer Hand aus dem Laden.

War der Stoff erst mal erworben, überlegte man, zu welchem Schneider man gehen sollte. Denn derer gab es zu der Zeit viele, nicht nur in der Hauptstadt des Banats, sondern auch auf den Dörfern. Meist wurde auch ich in diesen Fertigungsprozess mit eingebunden, denn es blieb fast immer Stoff übrig für das Kind, das dann auch zum Maßnehmen und zur Anprobe mit musste. Für mich das Langweiligste der Welt, denn wozu waren Kleider gut? Beim Klettern, Rennen und Springen mit den Nachbarskindern waren sie nur hinderlich. Deshalb bevorzugte ich damals kurze Hosen.

Um mir den Besuch der Damenschneiderin schmackhaft zu machen, wurden mir Stoffreste in Aussicht gestellt, aus denen ich Puppenkleider nähen wollte. Mit zunehmendem Alter begann ich mich für diese kreative Tätigkeit zu interessieren. Kinder übernehmen die Werte und Normen der Umgebung und so spiegelte ich im Spiel den hohen Stellenwert, den Bekleidung und Mode in unserem Familienleben einnahmen.

Das Wort Shopping war damals in Temeswar nicht bekannt und es wäre als Phänomen, zumindest wie wir es heute kennen, auch nicht möglich gewesen, denn Konfektionskleidung war Mangelware. Dafür verbrachten meine Eltern in ihrer Jugend Stunden und Aberstunden bei Damen- und Herrenschneidern. Ihr Einfallsreichtum und ihre Improvisationsfähigkeit, um gut angezogen zu sein, war schier grenzenlos.

Mein Vater bekam einmal schwarzen Stoff von seinem Großonkel geschenkt, der in Orzydorf Priester gewesen war. In den 60er Jahren waren

auch für den Pfarrer-Onkel, den Geistlichen in unserer Familie, der nach dem Krieg Verfolgung und Haft erdulden musste, bessere Zeiten angebrochen. Durch kirchliche Beziehungen kam er zu einem Ballen hochwertigen Stoffs aus der Schweiz, der für eine Soutane gedacht war. Da der schon betagte Pfarrer-Onkel keine Ansprüche mehr an sein Gewand stellte und außerdem berufsbedingt freigebig war, reichte er den edlen Zwirn an seinen jungen Neffen weiter. Dieser war zu der Zeit nämlich noch Student und knapp bei Kasse.

Um gut angezogen zu sein, war mein Vater sehr einfallreich. Manchmal ließ er Anzüge umarbeiten, die er von seinen Cousins aus Ungarn geerbt hatte. Auch das Ausleihen unter Kollegen im Studentenheim war eine probate Methode, um Abwechslung in die Garderobe zu bringen oder für bestimmte Anlässe passend gekleidet zu sein. Selbst der Verlobungsanzug war eine solche Leihgabe eines Freundes.

Dies war eine Praxis, die nachhaltiger nicht sein konnte, vergleichbare Ideen werden heute als Geschäftsmodell patentiert.

Mensch Hans, wir müssen auch was unternehmen und uns anständig anziehen, (Măi Hans, trebuie și noi să facem ceva și să ne îmbrăcăm ca lumea!) hatte ihn ein rumänischer Freund einmal aufgefordert, um Auswege aus der studentischen Bekleidungsnot zu finden. Und so ließen sie sich einen gemeinsamen Anzug mit zwei Hosen und einem Jackett anfertigen, nachdem sie Geld dafür als Gelegenheitsarbeiter verdient hatten.

Meine Eltern sehen auf ihren Fotos immer elegant und gut angezogen aus und das und das obwohl sie sich nie an irgendwelchen Modemagazinen orientierten. Die einschlägigen Printmedien waren nicht Vogue oder Harpers Bazaar, sondern

der Neckermann-Katalog und die Burda-Zeitschrift. Im Rumänischen hat der Katalog als Redewendung Eingang in die Umgangssprache gefunden. Wenn man ausdrücken wollte, dass jemand tipptopp gekleidet war, sagte man: Uite, arată ca Neckermann! (Schau, der sieht aus wie Neckermann!) Die Schnitte daraus kannten die guten Schneider von Temeswar bis ins kleinste Schwarzenbendorf des Banats. Man traf sich, blätterte und suchte sich das Modell seiner Wahl aus. Als meine Eltern jung waren, gab es in Temeswar sogar Schneiderinnen, die ins Haus kamen und mit der Kundschaft lebten, Kost und Logis bekamen, bis die begehrte Mode fertiggestellt war. Die Hauschneiderin bei uns in der Strada Costinești wurde Hermann-Tante genannt. Laut den Erzählungen meiner Mutter wirbelte sie bei Kleidungsbedarf ins Haus, stellte im Wohnzimmer ihre Nähmaschine auf und zauberte fröhlich singend für die Frauen der Familie die erwünschten Kleider.

Ich stelle sie mir vor wie eine Mary Poppins, die mitten im Kommunismus mehr als Mode ins Leben der Leute brachte, nämlich auch Erzählungen, Musik und Gemeinschaft. Wenn meine Mutter davon erzählt, wird sie heute noch fröhlich.

Der Ausdruck Second-Hand war damals noch nicht verbreitet, das Phänomen schon. Die Grenze zwischen Flohmarkt und Schwarzmarkt war fließend. Der Ort, an dem sich Händler aller Art versammelten, hieß Ocsko und hatte jeden Samstag in Temeswar, in der Nähe des Spitals am Jagdwald, regen Zulauf.

Mitte der Siebzigerjahre fanden dann bestimmte modische Kleidungsstücke aus dem Westen Eingang in meine Temeswarer Welt. Das erste T-Shirt, die erste Schlaghose und schließlich im Alter von ca. 10 Jahren die erste Jeans. Der neue, saloppe Kleidungsstil aus dem Westen war selbst bei uns

Kindern sehr begehrt. In der fünften Klasse trugen die Mädchen, die das Glück hatten eine Jeans zu ergattern, diese in der Schule unter dem vorge-schriebenen Uniformkleid. Manchen Lehrern war das offensichtlich ein

und mit dem, was geschieht. Wenn Mode also etwas mit Identität und Persönlichkeit zu tun hat und Lifestyle nichts anderes bedeutet als die Art zu leben, dann könnte man fragen, wie sieht es mit unserem Verhältnis

sogar Puppen aus der Arader Puppenfabrik, die so aussehen wie die aus meiner Kindheit. Im Gedenken an die alten Zeiten kaufte ich mir eine große schwarzhaarige Puppen-Schönheit. Und ich fand das Kleid, das



Astrid Ziegler: Kindertage in Temeswar

Foto: Hans Roman

Dorn im Auge und sie verboten diese aus ihrer Sicht subversive Kombination umgehend.

Wer sich heute Gedanken über Konsum und Kapitalismus oder über Mode und Nachhaltigkeit macht, dem sei also auch mal ein Blick zurück empfohlen und ein Zitat von Coco Chanel ans Herz gelegt: Mode ist nicht etwas, das nur in Kleidungsstücken existiert, Mode ist im Himmel, auf der Straße, Mode hat mit Ideen zu tun, mit der Art und Weise wie wir leben

zur Mode heute aus? Haben wir etwas beibehalten von der Prägung, die wir in unserer Jugend in Rumänien erfahren haben?

Ich ging vor Kurzem in Temeswar in das Geschäft im Palais Weisz, das inzwischen den schönen weiblichen Namen Materna Modern trägt. Vieles darin ist unverändert. Die runde Treppe, die Kurzwaren, die Haushaltswaren, Kleidung und Schuhe. Für mich war es wie ein Trip in die Vergangenheit. In den Regalen standen

mir schon länger vorge-schwebt war. Es ist aus einem weichen fließenden Stoff, wunderbar figurbetont und gleichzeitig bequem geschnitten und von gelber Farbe, der Farbe von Wärme und Sonne und seit heuer auch die Farbe der Kulturhauptstadt Temeswar. Es würde mir nicht besser gefallen und ich würde es nicht lieber tragen, wenn es von Versace oder Dior wäre. Was ich nämlich gelernt habe, ist: Die Frau macht das Kleid. Und nicht umgekehrt.

Herausgeber:

Demokratisches Forum der Deutschen im Banat

Redaktion: Temeswar/Timișoara,
Str. 1 Decembrie nr. 10
RO-300231 Timișoara
Tel.+Fax: 0040-256-498210
E-Mail: temeswar@adz.ro;
wkadz@netex.ro;

Banater Zeitung

Das BZ-Team:

Siegfried Thiel (Redaktionsleiter)
thiel@adz.ro;
Werner Kremm (Banater Bergland)
wkremmadz@gmail.com;

Stefana Ciortea-Neamțiu neamtui@adz.ro;
Zoltán Pázmány pazmany@adz.ro;
Balthasar Waitz waitz@adz.ro
Dana Miculescu dana.miculescu.bz@gmail.com

Unaufgefordert eingesandte oder handschriftliche Manuskripte werden nicht zurückerstattet. Die Redaktion behält sich Kürzungen vor. Die in der Banater Zeitung veröffentlichten Beiträge wiedergeben die Meinung der Autoren.

Diese Ausgabe der Banater Zeitung ist zusammengestellt von Dana Miculescu



Semper atque semper liberi ac indivisi

Banater Zeitung

31. Jahrgang/Nr. 1504

Wochenblatt für Temesch, Arad und das Banater Bergland

Freitag, 27. Januar 2023

Das Konzert fand am 15. Januar und damit am ersten Wochenende statt, das die West-Universität Temeswar in diesem Jahr dem Start des Kulturhauptstadtjahres gewidmet hat und zugleich anlässlich des Tages der nationalen Kultur. So erklärte Dekanin Univ.-Prof. Dr. Violeta Zonte die Wahl des jungen und talentierten Dirigenten Cristian Spătaru auch als eine Bindung zwischen dem

Vorstellung des lang erwarteten „Wörterbuchs des zentraleuropäischen Romans des XX. Jahrhunderts“ („Dicționarul romanului central-european din secolul XX“) unter der Koordination der Philologin und Universitätsprofessorin Adriana Babeți, auf das wir in einer künftigen Ausgabe der BZ zu sprechen kommen werden.

Ștefana Ciortea-Neamțiu



Der Dirigent Cristian Spătaru, der Pianist Peter Tradnik und das Orchester der Fakultät für Musik und Theater auf der Bühne der Philharmonie Banatul.
Foto: die Verfasserin

Kennst mich nimmer?

Zur Verschleppung der Deutschen aus Rumänien in die Sowjetunion

Manchmal kommt das Leid pastellfarben daher und nur diejenigen erkennen es und erschauern, die eine bestimmte Herkunft haben und zu einer bestimmten Gemeinschaft gehören. Die Deutschen, die aus Rumänien ausgewandert sind sowie die dort verbliebene deutsche Minderheit denken jährlich daran, dass ihre Angehörigen im Januar 1945 aus den Familien gerissen und in die Sowjetunion, in das Gebiet der heutigen Ukraine, zur Zwangsarbeit deportiert wurden. In Kollektivsuld genommen, sollten Frauen, halbe Kinder und Zivilisten wieder aufbauen, was Hitlerdeutschland dort zerstört hatte.

Es betraf fast alle Familien der Deutschen Rumäniens, darunter die der Banater Schwaben und der Siebenbürger Sachsen. Dieses kollektive Trauma wurde von Herta Müller in ihrem Roman „Atemschaukel“, für den

sie den Nobelpreis erhielt, auch weltweit bekannt gemacht.

Die betroffenen Familien, zu denen auch meine gehört, entwickelten bestimmte Codes im Zusammenhang mit der Deportation. Denn in der Zeit der kommunistischen Diktatur konnte es gefährlich sein, darüber zu viele Worte zu machen.

Russland z.B. stand und steht immer noch für die schwerste Prüfung unserer Angehörigen, für die dunkelsten Jahre unserer Geschichte. Gleichzeitig wirkt es wie ein Signalwort für ein gemeinsames Band, durch das die Betroffenen verbunden sind.

Brot bekam einen ganz eigenen, hohen Wert, denn neben der dünnen Krautsuppe sicherte es das Überleben der Schwerstarbeiter. Sogar noch den Kindern wurde nahegelegt, dass man Brot nicht wegwerfen darf und selbst Krümel noch kostbar sind. Lager bezeichnete die elende Be-



Das Gemälde von Franz Ferch hat das Potential, eine Ikone der von der Deportation betroffenen Familien zu sein.

hausung, in der man zusammengepfercht einem Schicksal, das man nicht gestalten konnte, ausgeliefert war.

Damals in Russland im

Lager bekam ich von meinem Großvater oft zu hören, denn er erzählte bereitwillig davon.

Astrid Ziegler

(Fortsetzung auf Seite 3)

ANZEIGEN

Deutsches Unternehmen in Rumänien sucht **Personal für Call-Center** in einer Taxizentrale. Erforderlich sind Sprachkenntnisse auf Minimalniveau B2. Informationen über 0049170 400 34 40. Bewerbungen unter: bewerbung@saartaxi24.de

Herausgeber:

Demokratisches Forum der Deutschen im Banat

Redaktion: Temeswar/Timișoara,

Str. 1 Decembrie nr. 10

RO-300231 Timișoara

Tel.+Fax: 0040-256-498210

E-Mail: temeswar@adz.ro;

wkadz@netex.ro;

Banater Zeitung

Das BZ-Team:

Siegfried Thiel (Redaktionsleiter)

thiel@adz.ro;

Werner Kremm (Banater Bergland)

wkremmadz@gmail.com;

Ștefana Ciortea-Neamțiu

Zoltán Pázmány

Balthasar Waitz

Dana Miculescu dana.miculescu.bz@gmail.com

neamtui@adz.ro;

pazmany@adz.ro;

waitz@adz.ro

Unaufgefordert eingesandte oder handschriftliche Manuskripte werden nicht zurückerstattet. Die Redaktion behält sich Kürzungen vor. Die in der Banater Zeitung veröffentlichten Beiträge wiedergeben die Meinung der Autoren.

Diese Ausgabe der Banater Zeitung ist zusammengestellt von Dana Miculescu

Kennst mich nimmer?

Zur Verschleppung der Deutschen aus Rumänien in die Sowjetunion

(Fortsetzung von Seite 2)

Das exotischste Codewort, eine russische Vokabel, die ich schon als Kind lernte, war Pufoaika.

Die wattierte Jacke, die die meisten Zwangsarbeiter trugen, die jedoch völlig unzureichenden Schutz im russischen Winter bot, wurde zum typischen Kleidungsstück, gleich einer Uniform der Deportierten.

Diese Informationen sind essentiell, um das Gemälde des Banater Malers Franz Ferch „Kennst mich nimmer“, interpretieren zu können.

Ohne die Lokalisierung im rumäniendeutschen Kontext der Russlanddeportation sieht man lediglich eine Frau, die ein Kind begrüßt, das der Ankommenden von einem betagten Paar entgegen geschoben wird.

Eine zugeneigte junge Frau könnte man

meinen, ein schüchternes Kind, die sich lange nicht gesehen haben, bemühte ältere Menschen, die zur Kontaktaufnahme ermuntern.

Der geschichtliche Hintergrund verändert jedoch alles. Das karge Ambiente des Hauses, in dem die Personengruppe sich befindet, deutet auf einen Eingangsbereich in einem typischen Banater Haus hin.

Dies ist am Fetzen Teppich, der in vielen Zimmern lag und dem kleinen Weihwasserbecken, kennzeichnend für die Gläubigkeit der Bewohner, zu erkennen.

Die Bekleidung weist die junge Frau als Russlandheimkehrerin aus, die die Zwangsarbeit und das grauenvolle Lager überlebt hat. Kennt man die Geschichte, weiß man, dass sie eine Pufoaika trägt, die Kluft, die den Rückkehrenden aus der Deportation verpasst wurde.

Das kleine Mädchen sträubt sich, weil es seine Mutter jahrelang nicht gesehen hat und sie ihm fremd geworden ist. Es war offenbar, wie so viele andere, bei den Großeltern aufgewachsen.

Die Leistung dieser Großeltern-Generation, die sich um die zurückgelassenen Kinder rührend gekümmert hatte, ist nicht hoch genug zu würdigen.

Die alten Leute im Bild versuchen, das Mädchen seiner Mutter wieder nahe zu bringen und schieben es zu ihr hin, obwohl es sich sichtlich sträubt. Ein Vater ist nicht in Sicht, in vielen Fällen ist der männliche Elternteil aus Krieg, Gefangenschaft und Deportation nicht zurückgekehrt.

Das Bild „Kennst mich nimmer“ von Franz Ferch thematisiert für Eingeweihte in seiner Subtilität umso eindringlicher das Leid, das

die Russlandverschleppung bei Betroffenen, deren Eltern und Kindern, hervorgerufen hat. Bisher lediglich durch Peter Krier beschrieben, hat es das Potential, eine Ikone der von der Deportation betroffenen Familien zu sein.

Durch die helle Farbigkeit und die Bildkomposition, die die Geschlossenheit der Familie darstellt, gibt der Maler dem Bild, das zeitnah zur Heimkehr der Deportierten gemalt wurde, eine positive hoffnungsvolle Botschaft.

Die Mutter ist zurückgekehrt und wird in den Kreis der Familie wieder aufgenommen. Von Kindern, die sich von ihren Müttern und Vätern für immer verabschieden mussten, oder ein Leben lang unter den Folgen zu leiden hatten, selbst wenn Eltern wiedergekommen waren, erfährt man in der Publikation „Die Verschleppung der Deut-

schen aus dem Banat in die Sowjetunion aus der Sicht ihrer Kinder“ erschienen in der Reihe Banater Bibliothek der Landsmannschaft der Banater Schwaben.

Auch meine Mutter und mein Onkel mussten drei Jahre lang ohne ihren Vater aufwachsen. Mein Großvater hatte das Glück, Russland zu überleben und kam erst nach einer für die Heimkehrer typischen Odyssee zurück zu seiner Familie ins Banat.

Die beiden Kinder waren überrascht von der Ankunft des Vaters und merkten, dass er ihnen fremd geworden war.

Auch sie werden eine Weile gebraucht haben, um wieder mit ihm vertraut zu werden.

Und so steht das Bild von Franz Ferch, in der Geschichte unserer Landsleute nicht nur für ein Happy End, sondern markiert auch einen neuen schwierigen Anfang.

Die wieder vereinten Familienangehörigen mussten neue Beziehungen zueinander aufbauen und die schwere Nachkriegszeit meistern.

Die Geschichten dieser Lebensleistungen und die Strategien der Bewältigung wurden in den betroffenen Familien auch an die Enkelgeneration weitergegeben.

Diese entwickelte einen eigenen Blick, eine eigene Perspektive darauf. Somit wirkt das kollektive Trauma der Russlanddeportation auch in ihnen nach.

Wir Enkel können uns heute an die Generation unserer Eltern wenden und sie bitten zu erzählen, was sie noch wissen.

Die Russlanddeportation verbindet uns weiterhin: in den Familien und als Deutsche aus Rumänien. Und es wird Zeit, dass auch wir Enkel uns zu Wort melden.

Die Banater Ausnahmepädagogin Paula Knopf wurde 100 Jahre alt

„Die Autorität des Lehrers schadet oft denen, die lernen wollen“.

Dieser Aphorismus von Marcus Tullius Cicero (106-43 v. Chr.), der sich auf Erziehungsmaßnahmen und Unterrichtsmethoden bezieht, die nicht pädagogisch sinnvoll sind und den Schülern zum Schaden gereichen, stammt aus der Feder eines antiken Anwalts, Politikers und Philosophen.

Im Zusammenhang mit der begnadeten Pädagogin und Lehrerin Paula Knopf, die mit diesen Zeilen gewürdigt werden soll, trifft er, das sei hier gleich vorweggenommen, in keinsten Weise zu.

Paula Knopf wurde am 3. Januar 1923 in Temeswar als zweites Kind in eine harmonische Familie geboren, in der sie trotz bescheidener Mittel eine behütete Kindheit verbrachte, wie sie es selbst in einem autobiographischen Rückblick einmal beschrieb. Ihre Begabung im Umgang mit Kindern wurde demnach schon in der Grundschule, in der vierten Klasse, von ihrer damaligen Lehrerin entdeckt. Diese überzeugte ihre Eltern vom Talent ihrer Tochter, so dass sie nach dem Gymnasium in die Lehrerinnenbildungsanstalt in der Josefstadt wechselte.

1938 betrat sie zum ersten Mal das traditionsreiche Gebäude an der Klosterkirche Notre Dame, in dem sie so viele Jahre wirken sollte und absolvierte vier Jahre später. Das waren die letzten glücklichen Jugendjahre,

wie unsere geschätzte Lehrerin es in ihrer Erinnerung beschreibt. Denn aus einer ersten Tätigkeit in Nadlak wurde die junge Paula Knopf jäh herausgerissen, als sie im Januar 1945 zusammen

Kenntnisse und wurde bald zur Leiterin des pädagogischen Praktikums. Die engagierte Lehrkraft stieg sogar zur stellvertretenden Schulleiterin auf und arbeitete mit den Direktoren Dr. Stefan

Lernenden zugute kommen. Denn der Lehrerberuf und die Arbeit mit den Kindern war es, was Paula Knopf neben ihrer Tätigkeit für Schulbuchverlage, voll ausfüllte.

Doch was zeichnet Pau-

kannte, schimmerte durch die vermittelten Werte der Nächstenliebe und Kollegialität durch. Frau Knopf lehrte uns auch die in Vergessenheit geratene Tugend der Bescheidenheit, die bis heute Teil ihres Wesens ist und sie auszeichnet. Ihr ganzer durch das Leben gefestigter guter Charakter war uns ein Vorbild. Neben der mit der Charakterfestigkeit verbundenen gewissen Strenge schenkte sie uns aber auch Geborgenheit und Wärme. In der ersten Klasse hatte sie einen besonderen Gehilfen an ihrer Seite. Durch ihre Handpuppe, den Kasperle, lockerte sie den Unterricht so auf, dass die Schulanfänger sich jeden Tag auf die Schule freuten.

Das Geheimnis, das Frau Paula Knopf für uns zur besten Lehrerin des Banats machte, war ihre natürliche Autorität, die sich aus all diesen Dingen ergab: eine hervorragende Qualifikation, ein vorbildlicher Charakter, Glaube und Liebe zu ihrem Beruf und den ihr anvertrauten Kindern.

Unter Abwandlung des Cicero-Zitats im Zusammenhang mit unserer verehrten Lehrerin möchten wir dankbar sagen, dass die Autorität der Lehrerin Paula Knopf, denen, die lernen wollten, nicht nur nützte, sondern sie für das Leben prägte.

Heute sind diejenigen, die das Glück hatten, von Frau Knopf unterrichtet zu werden, in verschiedenen Ländern der Welt verstreut. Manche von uns haben noch untereinander Kontakt und wenn man wieder jemanden

trifft, der Frau Knopf als Lehrerin hatte, ist es, als wäre man Mitglied in einem gemeinsamen Club. Man ist als gewesene Knopf-Schülerin verbunden, auch über die Generationen von Ehemaligen hinweg.

Durch meine Veröffentlichungen bekam ich Nachricht von Frau Knopf und es ergab sich bald eine Mail-Korrespondenz. Heute lebt sie in Neumarkt in der Oberpfalz, wird von ihr nahe stehenden Leuten umsorgt und ist vor allem mit ihrer lieben Ziehtochter täglich zusammen. Sie hat im fortgeschrittenen Alter noch gelernt, mit Computern umzugehen. Diese Digitalisierung ist heute für sie ein Fenster in die Welt des Wissens, die sie ihren Schülern lange Jahre eröffnet hatte.

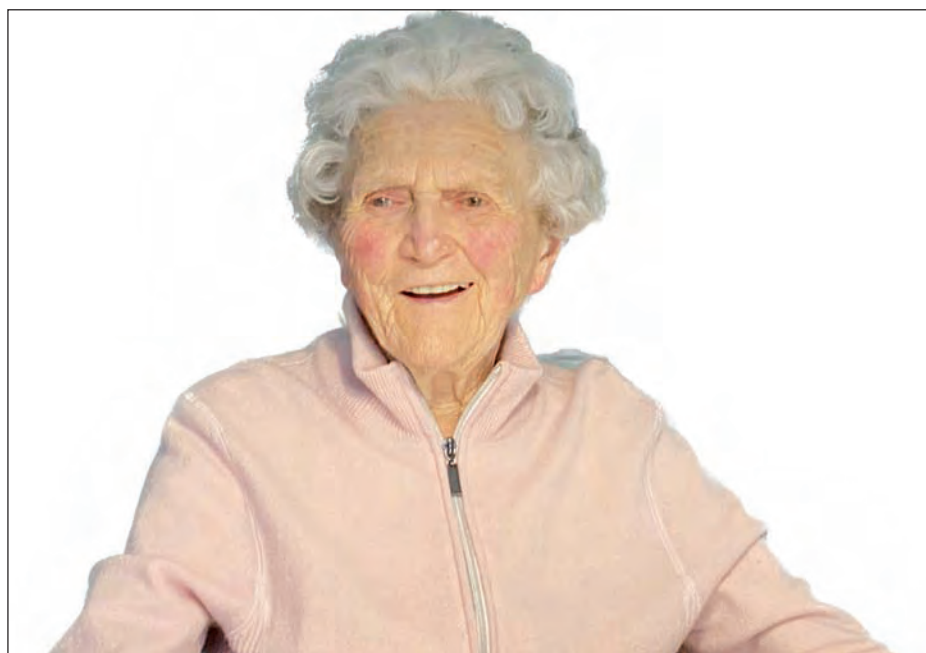
Zum Abschied hatte mir meine verehrte Lehrerin am 15. Juni 1978 einen Spruch von Goethe als Widmung in ein Buch geschrieben:

*Es ist nicht genug zu wissen,
man muss auch anwenden;
es ist nicht genug zu wollen,
man muss auch tun.*

Dass sie dies selbst beherzigt, hat Paula Knopf immer wieder gezeigt. Bis ins ehrenwerte hohe Alter bleibt unsere geschätzte Lehrerin für uns Vorbild.

Zu ihrem 100. Geburtstag von vor zwei Tagen, am 3. Januar 2023, möchte ich Frau Paula Knopf, im Namen aller, die sie kennen und schätzen, von Herzen gratulieren.

Astrid Ziegler



Paula Knopf im Herbst 20/21

Foto: Marianne Hortolani

mit ihrer Schwester und vielen anderen Leidensgenossen zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt wurde.

Nach den schlimmen Jahren der Deportation zurückgekehrt, konnte sie ihren Beruf endlich in Hermannstadt 1946-47 und Lunga bei Großkomlosch 1947-49 ausüben und kam dann schließlich nach Temeswar an die Übungsschule der deutschen Pädagogischen Lehranstalt, zurück in das aus der Zeit ihrer Ausbildung vertraute Gebäude. Dort vertiefte sie zusammen mit Dr. Johann Wolf in Lehrproben und Lehrbeispielen ihre

Binder und Fridolin Klein zusammen. Im Rückblick auf die Jahre der Pädä, die bis 1958 bestand, gab es nach ihren eigenen Angaben viel Schönes: die Arbeit mit den Schülern, die zahlreichen gut gelungenen Festprogramme, die große Gemeinschaft gleich- oder ähnlich gesinnter Menschen, die viel mehr als nur die gemeinsame Muttersprache verband.

Die von Paula Knopf in diesen wichtigen Jahren an der deutschen Pädagogischen Lehranstalt erworbene Erfahrung und Qualifikation sollte in ihren folgenden Berufsjahren Generationen von

la Knopf, die heute für alle, die sie kennen, fast schon legendär ist, als Lehrerin aus? Was hebt sie von den zahlreichen anderen hervorragend ausgebildeten Lehrkräften hervor? In Gesprächen mit ehemaligen Schülern und deren Eltern hört man immer wieder, sie sei die Beste gewesen, der „ihre Kinder“ in jeder Hinsicht einen besonders guten Start ins Leben zu verdanken haben.

Das Besondere war, dass sie uns Schülern ihre Liebe zur Bildung mit Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit vorlebte. Auch die Gläubigkeit, von der jeder wusste, der sie